

Neue Bücher

VERHÄLTNIS VON CHRISTENTUM UND JUDENTUM

Barbara U. Meyer, Jesus the Jew in Christian Memory. Theological and Philosophical Explorations. Cambridge University Press, Cambridge 2020. 212 Seiten. Gb. m. SU, £ 75,00.

Die Vf.in ist als christliche Theologin Professorin für Religious Studies an der Universität von Tel Aviv tätig. Sie bringt nicht nur Themen christlicher Theologie ihren jüdischen Studierenden nahe, sondern widmet sich christlich unvertrauten Themen, etwa einem adäquaten christlichen Verhältnis zum jüdischen Gesetz. Immer wieder aber kommt sie auf die Grundfrage zurück, wie das Bekenntnis der Kirche zu Christus sein Jude-sein voll aufnehmen kann und was das für das Verhältnis von Christentum und Judentum bedeutet. Das vorliegende Buch bündelt diese vielfältigen Beobachtungen und Diskussionen.

Der programmatische Satz des Werks heißt entsprechend: „In this book, I argue for the Jewishness of Jesus as key corrective of Christology“ (5, vgl. 103). Der Durchgang durch wichtige Themen der Christologie beginnt mit der Frage, was eigentlich christliche Erinnerung ist. Sie ist durch den Bezug auf die

hebräische Bibel mindestens auch Erinnerung mit fremdem Eintrag und, wenn man so will, interreligiöse Erinnerung, wobei sie aber vieldimensional bleibt und usurpierende Erinnerung – als sei z. B. der Sederabend ganz in christliche Erinnerung zu übersetzen, was das dort thematisierte Leid durch christliche Verfolgung aber ausblenden würde – vermeiden sollte (24 f). Die nächste Frage klingt schlicht, ist aber folgenreich: Wer wird erinnert, wenn Jesus erinnert wird? Je deutlicher dabei das Jude-sein Jesu ausgearbeitet wird, desto klarer wird: Der zentrale christliche „Erinnerungsgegenstand“ ist dem Christentum erstaunlich fremd. Die Vf.in weist gut begründet das Differenzaxiom ab, nach dem nur genuin jesuanisch sein könne, was sich von seinem jüdischen Umfeld abhebt. In der Frage nach der Strömung des Judentums um die Zeitenwende, dem Jesus zugeordnet wird, optiert sie gegen die These, er sei ein Charismatiker aus galiläischen Kreisen gewesen (Michael Krupp u. a.) und schließt sich der vorsichtigeren an, Jesus als halachischen Juden zu verstehen: Die Halacha, das jüdische Religionsgesetz, als lebens- und lebensrhythmenprägend war der nie zur Diskussion gestellte und selbstverständliche Hintergrund von Jesu Selbstverständnis: „I regard the view of Jesus himself as fundamen-

tally observant as constitutive for any discourse on Jesus the Jew“ (51, vgl. 147 f).

Was bedeutet dies nun für die Gegenwart? Neben der schwierigen Frage, ob es so etwas wie eine sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende durchhaltende jüdische Identität überhaupt gibt, kommt die Vf.in auf kontextuelle Theologien zu sprechen: In der Black Theology der 1970er Jahre etwa wurde die Marginalität des jüdischen Jesus auf die Marginalität des „black Jesus“ übertragen, der bei den Entrechteten steht. Formal ähnliche Gedankenfiguren sind aus dem Christentum und seiner Theologie in Palästina zu berichten (92 u.ö.). Das Motiv des Fremden in der Christologie, von Jesu Judesein deutlich genug gezeigt, kommt hier in grundlegender Weise zum Vorschein.

In Sachen Kreuz und Ostern rät die Vf.in zu großer Vorsicht. Das sicher nicht recht glücklich so genannte „Christusereignis“ sollte nicht überladen werden. Denn wer sagt, dass die Auferstehung Jesu alle Wunden geheilt und den Tod besiegt hat, muss doch doketisch werden und von einem nur mehr scheinbaren und nicht wirklichen Menschen sprechen. Auch der auferweckte ist doch der verwundbare Jesus (103, vgl. 147 f). Wenn man also nicht von Kreuz und Ostern her denken soll, woher dann? Die Vf.in setzt dafür noch einmal bei Jesus, dem halachischen Juden an.

Die Tora – die schriftliche wie die mündliche – hat Jesu Leben und sein Gottesverhältnis zutiefst geprägt. Und nun ergibt sich folgende Parallele: Das Christentum bekennt den ewigen Sohn Gottes, die Präexistenz des Logos. Das rabbinische Judentum sagt dasselbe von der Tora als Gottes Bauplan für die Schöpfung. Dann aber gilt: Christus ist die Tora für die Gläubigen aus den Heiden, oder vorsichtiger: „Christ is presented as an affirmation of the Torah“ (171). Dieses Verständnis Christi – das die Vf.in mit der Zweinaturenlehre von Chalcedon gegenliest (126 f) – macht gar den Blick zum Islam möglich, der die Vorstellung des unerschaffenen Korans, der vor der Schöpfung bei Gott ist, kennt. Hier sieht die Vf.in Möglichkeiten für „interreligious recognition“ (172) unter den drei monotheistischen Religionen. Wie weit man hier gehen kann, befragt sie vorsichtig. Die Schlussabschnitte des Buches gehen zum Hauptthema zurück: Das Bekenntnis zu Jesus dem Juden, ist für die Christenheit das Bekenntnis zum ihr bleibend fremden Herrn der Kirche. Berührbarkeit und Verletzlichkeit („vulnerability“) gehören zum Christentum, weil es eine „inbuilt connection to Judaism and Jews“ in sich trägt (178).

Die Rückspiegelung christologischer Themen in die reichen Schätze des christlich-jüdischen Dialogs und der innerjüdischen Selbstverständigung, die die Vf.in

dem gleichermaßen schmalen wie dicht argumentierenden Buch vornimmt, ist beeindruckend. Was ihre christologische Position angeht, so nimmt sie das, was Jesus tut und was mit ihm und durch ihn geschieht gegen das zurück, wofür er steht: Christus repräsentiert Gott, zu dem er seit Ewigkeit gehört, wie die Tora für Menschen jüdischen Glaubens Gott repräsentiert, der sie vor der Welt als Bauplan für die Welt hatte. Die Tradition der Repräsentationschristologie – auch in früheren Äußerungen einer israelensiblen Theologie von Gewicht, etwa bei Kornelius H. Miskotte – hat hier eine weitere Stimme gefunden. Das wird mit denjenigen Positionen ins Gespräch zu bringen sein, die darauf bestehen, dass durch den Weg Jesu von Inkarnation bis Himmelfahrt Gott nicht nur gezeigt wird, sondern selbst am Werk ist. Die großen Fragen der Christologie sind gestellt.

Martin Hailer

WOHIN GEHT DIE ÖKUMENE?

Kurt Kardinal Koch, Wohin geht die Ökumene? Rückblicke – Einblicke – Ausblicke. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2021. 299 Seiten. Kt. EUR 29,95.

Wenn auch passend zum Gedenkjahr weiterer 500-Jahrestermine der abendländischen Kirchen-

trennung erschienen, wird doch nicht hierauf Bezug genommen, sondern auf das sechzigjährige Bestehen des Päpstlichen Rates für die Förderung der Einheit der Christen nach der Gründung durch Papst Johannes XXIII. am 5. Juni 1960. Kurt Kardinal Koch, der fünfzehn Jahre zuvor noch als Bischof von Basel schon einmal ein Buch zur Ökumene veröffentlicht hatte: „Dass alle eins seien. Ökumenische Perspektiven“, gewidmet dem damaligen Präsidenten des Rates, Walter Kardinal Kasper, veröffentlicht nun dieses selbst in dieser Funktion. „Es will erneut die ökumenischen Prinzipien der Katholischen Kirche präsentieren und vertiefen“ und zur „Wahrnehmung der ökumenischen Verpflichtung aller Glieder der Kirche und besonders derjenigen, die zu seinem Dienst in der Kirche berufen sind“ beitragen (12). Dazu diente schon die im Vorjahr vom Rat herausgegebene „Handreichung für die Bischöfe“ mit dem Titel „Ökumenisches Vademecum“. Die Zielsetzung des Buches ist somit primär eine intern katholische, in vertiefender Darlegung der „katholischen Prinzipien der Ökumene“ (16), wie sie in dem Konzilsdekret „Unitatis redintegratio“ als der „ökumenischen Magna Charta“ formuliert sind. Ihr ist der erste Teil des Buches gewidmet (15–38). Obgleich „nur“ Dekret, sei sie in engstem Zusammenhang mit der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“ zu verste-